



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Brandenburgs großer Zeit. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus Brandenburg's großer Zeit.

1.

Tagebuch Dietrich Sigismunds von Buch aus den Jahren 1674 bis 1683, Beitrag zur Geschichte des großen Kurfürsten von Brandenburg. Bearbeitet und herausgegeben von Gustav v. Kessel, königl. preuß. Major a. D. Zwei Bände, Jena und Leipzig, H. Costenoble. 1865.

Man behauptet oft, der leuchtende Stern Friedrichs des Zweiten habe den Glanz des Namens und der Thaten des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm über Gebühr verdunkelt; und dies hat allerdings sein Wahres; denn die beiden Heldengestalten stehen einander zeitlich zu nahe, als daß es Wunder nehmen dürfte, wenn für die Augen des Volkes sich der Umfang ihres Ruhmbereiches nicht immer genau abgrenzt, und auf der andern Seite wieder liegt ein Erklärungsgrund dafür in der Wahrnehmung, daß das Zeitalter des großen Kurfürsten um seiner ganzen Complexion willen den Sympathien der Nation fern liegt; fühlen wir doch bei der Erinnerung an jene Zeit die ominöse Nähe des dreißigjährigen Krieges, die Gräuel der Schweden, die Auflösung Deutschlands, seine Plünderung durch Ludwig den Vierzehnten: alles vereinigt sich zu dem Eindrucke, als hätte damals auch der Schweiß der Edelsten nur eben ausgereicht, um hier und dort noch einen Felsen deutscher Ehre zu behaupten und zu überwintern für den frühlingmächtigen Aufschwung der Aera des einzigen Friedrich, dessen theure Gestalt die Phantasie und die Liebe des Volkes völlig in Anspruch nimmt.

Aber in diesem Verhalten des Volksgefühls liegt doch eine gewisse Ungerechtigkeit, wie sie alle Neigungsverhältnisse im Großen und im Kleinen oft mit sich bringen. Wenn Sympathie und Bewunderung nach Einer Seite hin so reich gespendet wird, wie es bei den hervorragenden Helden unsrer deutschen Geschichte der Fall ist, kann es nur natürlich gefunden werden, daß es auf Kosten Anderer geschieht, die räumlich und zeitlich im Nachtheile sind. In diesem Punkte haftet dem, was man das Volksurtheil nennt, die naive Ausschließlichkeit kindlicher Anschauung an, welche über ein bestimmtes Maß

von Gemüthsantheil nach souveräner Wahl verfügt und sich wenig um die Billigkeit kümmert. Eine Ausgleichung gewährt nur der Umstand, daß es in der Regel mit der Rehrseite dieses Verhältnisses ebenso bestellt ist, daß nämlich auch der Haß ungleich vertheilt zu werden pflegt und etliche Häupter mit ungebührlicher Schwere trifft, während andere trotz ihres Verdienstes leer ausgehn. Denn es ist eine überall wiederkehrende Beobachtung: wo überhaupt das Volk liebt oder haßt, da liebt und haßt es voll und ganz. Die Mittelgrade historischer Würdigung gehen ihm ab wie dem Kinde, das auch keinen dritten Rang der Empfindung kennt. Diesen herzustellen und die unbillige Vertheilung solcher Neigungen und Abneigungen zu berichtigen, ist hier wie dort das schwerste Stück der Pädagogik, weil sie den Kampf aufzunehmen hat mit dem incommensurablen Etwas, das man Instinkt heißt, und das leicht auch die stählernsten Gründe wie Papier zerbricht, oder sie aufzunehmen kein Organ hat.

Im letzten Grunde scheint nun freilich alles populäre Urtheil und Vorurtheil auf den Gang der Tradition und auf ihre Bearbeitung durch die Wissenschaft der Geschichte zurückgeführt werden zu müssen. Allein es wäre unrecht, wollte man die Wissenschaft einfach verantwortlich machen für jene Erscheinungen. Es wäre ein ähnlicher Fehler als wenn man vom Erzieher Rechenschaft verlangte für die Grundneigungen des Schülers, auf die er vielmehr nur dann bestimmenden Einfluß gewinnen kann, wenn er von vorn herein einen gewissen Compromiß mit ihnen eingeht. Beim Volksinstinkte, der an conservativer Zähigkeit dem Kindesgemüthe nichts nachgiebt, kommt noch hinzu, daß er sich der stetigen Einwirkung durch die Wissenschaft entzieht. Wie zufällig ist oft die Art der Uebermittlung wissenschaftlicher Resultate an das Volk, wie sehr ist auch sie wieder den Launen der primitiven Neigung unterworfen, welche je nach dem Angesichte dessen, der lehrhaft vor sie tritt, hier sich öffnet, dort sich verschließt. In wie unzähligen Fällen ist auch das glänzendste Plaidoyer des Historikers dem Ohre des Volkes ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Es bedarf meist ganz unberechenbarer Mittel und günstiger Zufälle, wenn es den feinen und verborgenen Fasern der Aneignung zugänglich werden soll, die das Herz des Volkes umgeben. Gewiß, einmal kommt alle Wahrheit zu ihrem Recht; aber die historische hat darin keinen Vorzug vor jeder andern, so sehr sie auch ihrem Inhalte nach des nähern Interesses gewiß scheint. Für das Volk braucht auch die Geschichtsauffassung der Beglaubigung durch die Zeit und manche Resultate historischer Forschung werden erst Eigenthum einer Nation, wenn ihre Urheber lange dahin sind und wenn die Wissenschaft als solche auf sie bereits einen ragenden Bau gegründet hat.

Was nun die Würdigung des großen Kurfürsten betrifft, so darf nicht geläugnet werden, daß die Geschichtswissenschaft einige Mitschuld daran trägt, daß sein Bild nicht in der ganzen Höhe und Größe vor der Seele

unseres Volkes steht, die ihm gebührt. „Die Kenntniß des genialen, flugen, frommen, energischen Mannes ist im Volke äußerst gering; sie beschränkt sich beinahe auf die Reiterstatue der langen Brücke in Berlin und auf die Namen Fehrbellin und Derfflinger. Wendet sich schon von selbst das Interesse des Volkes, idealistisch wie es immer erscheint, von denjenigen Namen, deren Bedeutung vorwiegend in restaurativer Arbeit beruht, auf solche ab, in welchen der vordrängende Zug neuer und kühner Unternehmungen glänzt, so ist in der preussischen Geschichte der Vorrang, den der große König vor dem großen Kurfürsten genießt, noch besonders deshalb erklärlich, weil die Geschichtsforschung bisher den größten Vorgänger Friedrichs, dessen Geschichte recht eigentlich die Bedingung der seinigen ist, ziemlich vernachlässigt hat. Nicht daß es an respectablen Werken fehlte, die sein Zeitalter behandeln; auch hier sind Namen von großem Gewicht aufzuweisen; aber diese Leistungen liegen fast alle der Zeit nach weit zurück und haben keine stetige Nacheiferung gefunden; bald hat Friedrich Wilhelm auch in der Geschichtswissenschaft dem größeren Nachfolger weichen müssen.

Erst in neuester Zeit wird die edle Pflicht nachgeholt und in einer Weise, welche Bürgschaft giebt, daß dem Helden sein volles Recht werde. Namentlich die große Arbeit Droysens, des jüngsten Historiographen der brandenburgisch-preussischen Geschichte, ist es, die wir hier im Sinne haben. Und seine Darstellung der „Geschichte der preussischen Politik“ so weit sie den großen Kurfürsten betrifft, von dessen Regierungszeit sie erst die Hälfte umfaßt, ist die Vorläuferin und so zu sagen der Profildurchschnitt eines großen Sammelwerkes über die Quellen dieser Epoche, dessen Veröffentlichung demnächst zu erwarten steht. Wir behalten uns vor, diese beiden einander ergänzenden Werke später eingehend zu betrachten. Heute wollen wir die Aufmerksamkeit auf ein anderes Buch lenken, das, eine schätzbare Bereicherung der Quellenliteratur dieser Zeit, neben jenem steht wie neben dem Historienbilde das Genrestück, neben der Statue das Porträt. Denn es bringt uns Schilderungen aus der unmittelbaren Gegenwart von damals, die nur in der Absicht geschrieben sind, dem Verfasser der Aufzeichnungen selbst zur Erinnerung an eigene Erlebnisse zu dienen.

Dietrich Sigismund v. Buch, dessen Tagebücher aus dem Jahrzehnt von 1674—84 ein gutes Geschick uns aufbewahrt hat, ist ganz der Mann dazu, uns ein treues Bild dieser denkwürdigen Zeit und ihrer Helden zu geben. Er war als Reifemarschall Friedrich Wilhelms fast immer um seine Person, oft wird er mit Depeschen und wichtigen Aufträgen verschiedener Art betraut, nicht selten erhält er speciell militärische Aufgaben vom Kurfürsten; an allem kann man messen, wie sehr ihn sein Herr schätzte, dem er mit Leib und Seele ergeben ist. Was ihn aber noch mehr zum Berichterstatter befähigt, ist der echt patrio-

tische Sinn, der ihn beseelt, der Charakter, der ihn bei jeder Gelegenheit als fein empfindenden tüchtigen Menschen, tapfern Soldaten und echten Cavalier offenbart. Er schreibt fast immer tageweise das eben Erlebte wiedergebend, schlicht, wie es ihm in die Feder fließt, die nur dann thätig sein kann, wenn Kriegsarbeit oder Geschäfte seine Zeit nicht in Anspruch nehmen. Es fehlt ihm an Muße, Betrachtungen über die Dinge anzustellen; er giebt sie, wie sie ihm in den Wurf kommen. Je nach der Stimmung, in der er sich befindet, ist seine Schreibweise manchmal lebendig, oft auch langweilig, immer aber ist interessant und lehrreich, was er berichtet, wenn wir auch nicht der unerschöpflichen Fülle großer und unerhörter Ereignisse begegnen, welche uns in den Tagen des großen Friedrich entgegenquillt. Dafür blicken wir, von ihm geführt, in die stilleifrige, aber nicht minder bedeutende Arbeit des Auserbaus und der Erneuerung in Staat und Heer, welche die Muße des großen Kurfürsten ausfüllt, und er selbst, der edle Pionnier der Größe Preußens, tritt uns in seiner officiellen und privaten Gestalt, in großen und kleinen Zügen, in Heldenthum und Tagewerk leibhaftig und greifbar vor die Augen.

Auch die Form der Aufzeichnungen zeigt die Art und Weise der Zeit; Französisch und Deutsch wechselt bunt durcheinander, obwohl die französische Diction überwiegt; an manchen Stellen notirt sich Buch nur mit einzelnen Buchstaben seine Glossen, die dann schwer, oft gar nicht zu entziffern sind, Diese Eigenthümlichkeiten aber haben gerade ihren besondern Werth. Wir erhalten auf diese Weise eine literarische Photographie der Vergangenheit, absolut getreu in den Vorzügen wie in den Mängeln und das macht dieses Buch so unschätzbar*). Im Folgenden geben wir auf Grund jener Tagebücher eine kurze Schilderung einiger Episoden, von denen Buch berichtet.

1. Aus dem Reichskrieg im Elsaß 1674.

Seit dem Frieden von Boffern, zu welchem der große Kurfürst nach der

*) Das Manuscript ist im königlichen Geheimen Staatsarchive zu Berlin aufbewahrt. Der Herausgeber hat es für gut befunden, die ursprüngliche Form desselben nicht beizubehalten, sondern er giebt uns einen gleichmäßigen Text in getreuer deutscher Uebersetzung. Dazu bewog ihn die Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit. Er wollte das Tagebuch, welches fast nur inhaltlichen Werth beanspruchen könne, gern weiten Kreisen zugänglich machen und wählte deshalb die Uebertragung in eine Form, die lesbarer wäre, als das mittelmäßige und wenig geschmeidige Französisch, dessen sich Buch bedient. Gewiß sind diese Gründe zu ehren; indes bleibt von Seiten der Wissenschaft die Frage, ob es nicht besser gewesen sein würde, das Eine zu thun und das Andre nicht zu lassen, nämlich den Urtext diplomatisch getreu abzudrucken und daneben die Uebersetzung. Das hätte vielleicht auf Kosten der Ausstattung geschehen müssen, die sehr splendid ist, aber es würde den Werth der Edition unverhältnißmäßig erhöht haben, während ihr, wie sie jetzt vorliegt, ein sehr wesentliches Ingredienz der Quellenmäßigkeit abgeht.

rheinischen Campagne von 1672 infolge der Treulosigkeit seiner Bundesgenossen, Oestreich und Holland voran, genöthigt worden war, wüthete Ludwig der Vierzehnte in der Pfalz und den Rheinländern ungestört. Erst im Mai 1674 raffte sich der Kaiser dazu auf, seine Schuldigkeit zu thun und erklärte den Franzosen als Reichsfeind. Frankreichs schlechte Vertragserfüllung entband Friedrich Wilhelm jeder Rücksicht; er entzog sich daher seinen Verbindlichkeiten als Reichsfürst nicht und rüstete, nachdem er sich des Beistandes von England, Holland und Sachsen sowie der Neutralität Polens versichert und mit Schweden schon seit einiger Zeit ein Defensivbündniß auf zehn Jahre abgeschlossen, seine Hilfsvölker aus.

Nach der Matricularquote war Brandenburg verpflichtet, 16,500 Mann zu stellen. Friedrich Wilhelm jedoch, dem es darum zu thun war, etwas Ordentliches zu erreichen, sammelte 19,000 zu diesem Zweck und sie waren bereits Mitte Sommers 1674 marschfertig.

Wir bemerken hier zur Orientirung über die damaligen Militärverhältnisse, daß der große Kurfürst es war, welcher ein ordentliches Werbesystem in Gang brachte. Die frühere Modalität des Aufgebots der Ritterschaft war vor elf Jahren zum letzten Male innegehalten worden; der verrottete Lehnssdienst *in natura* hatte lange genug alle militärischen Unternehmungen beeinträchtigt und ruiniert, das übrige deutsche Reich spürte noch bis in späte Zeit diese mittelalterliche Gicht in seinen Gliedern, litt aber lieber Schand und Bränd anstatt sie durch eine Radicalcur zu beseitigen. Brandenburg und der große Kurfürst hatte sich wüthigen lassen durch die schmachvollen Erlebnisse der Jüngstvergangenheit und wagten es, kurzen Proceß zu machen. Es handelte sich um die Herbeischaffung eines derben und schnell zu erlangenden Soldatenmaterials, und das war auf die neue Weise zu erreichen. Der Uebergang zum Werbesystem war eine praktische Nothwendigkeit; es hat unsäglich schlimme Wirkungen im Gefolge gehabt; die deutsche Volksgeschichte verflucht es hinterdrein, allein es trat damals, so sehr es auch selbst ein Uebel war, doch an die Stelle des größeren Übels der Erniedrigung des Staats und der Nation. Es gab eben zu jener Zeit noch keine Staatsbürger in unserem Sinne, solche also, in denen der Stolz und die Pflicht lebendig gewesen wäre, solidarisch für das Vaterland einzustehen und zu fordern, daß aufs gesammte Volk der Lehnsanspruch der Krone und des Reiches ausgedehnt werde, der bis dahin sich nur auf einzelne Stände im mittelalterlichen Begriff erstreckte.

Jetzt wurde nun die Heerfolgepflicht des Adels in Geldleistung umgewandelt und zwar zahlte jeder für jedes nach früherem Anschlag zu stellende Lehnspferd 40 Thlr. Um aber den socialen Bruchacker, der durch diese Hinwegräumung des alten Militärwesens entstanden war, neu zu bebauen, verfuhr man ähnlich wie es vor Jahrhunderten bei der Bestiedelung der märkisch-sla-

vischen Lande durch deutsche Einwanderer geschehen war: die Regierung machte ihren Contract mit einzelnen Offizieren und diesen lag es ob, Mannschaften zu werben. So entstand eine Art Menschenpacht. Der dreißigjährige Krieg hatte sattsam gezeigt, wie oft bei solcher Trennung der Masse der Soldaten vom obersten Kriegsherrn die Mittelglieder, eben jene Offiziere, die ihrem Regiment in der Regel auch den Namen gaben, Muße und Gelegenheit gewinnen konnten, nicht bloß Geldgeschäfte zu machen, sondern auch politisch ihr Pfeischen zu schneiden. Darum erhöhte sich für den Fürsten die Pflicht, streng nach dem Rechten zu sehen und womöglich immer selbst bei den Kriegsoperationen zugegen zu sein. Brandenburg hat die Wohlthat erfahren, welche darin liegt, daß beim Beginn dieser tiefgreifenden und in mehr als einer Beziehung sehr verfänglichen Reorganisation des Heerwesens ein Fürst an der Spitze stand, der dafür bürgte, daß die Gefahren, die das neue System enthielt, nicht luxurirten und die Tradition der Armee vergifteten. Friedrich Wilhelm wußte sich Manns genug dazu und er war es auch.

Sehen wir uns diese neuen Völker an. Sie sahen bunt und martialisch genug aus. Die schwere Reiterei, welche nach Analogie der ehemaligen Lehnsritterschaft für Ausrüstung und Montur selbst zu sorgen hatte, trug reglementmäßig eisernen Kürass, eiserne Helmhaube, einen langen Pallasch nebst Pistolen und Karabiner an der Seite. Der lederne Koller, der anfänglich unter dem Harnisch zu tragen war, wurde später durch einen Tuchrock ersetzt. Lange Reiterstiefel vervollständigten den Anzug, der in allem das Kostümgemisch des halbüberstandenen Mittelalters zeigte. Den Dragonern war der Panzer schon erspart. Sie trugen dunkle Streifen auf den Rockärmeln und Filzhüte, die an einer Seite aufgeschlagen waren. Die derfflingischen in specie hatten eine Art Waffenrock weiß mit reicher Silberstickerei, eine Zartheit des Colorits, die seltsam abgestochen haben mag von der tollen Art und den sonnverbrannten Gesichtern dieser Kraftkerle.

Die Infanterie trug langen Rock in der seitdem traditionell gewordenen blauen Farbe, den Mantel entweder über die Schulter gehängt oder aufgewickelt, auf dem Kopfe einen Krämpenhut, ferner eine schwarze Cravatte, Lederhosen und Schuh und Strümpfe. Die Kalbsfellranzen hingen an Lederriemen über die Schulter. Hinsichtlich der Bewaffnung unterschied sich Pikeniere und Musketiere; jene hatten eine Pike von sieben bis achtehalb Ellen Länge; diese die Muskete. Dazu kam bei beiden ein langer Degen, der mittels einer Koppel am Leibe befestigt ward. Der Musketier schleppte außerdem eine Tasche mit 36 Patronen an einem Riemen über der linken Schulter, wozu Räumnadel, Pulverhorn mit 30 Schuß, Kugeln (12 bis 14 auf's Pfund) gehörten.

Eine Compagnie Reiter bestand aus 120, eine Compagnie Infanterie aus 150 Mann; 6 bis 10 Compagnien bildeten ein Regiment. Der Sold betrug

beim Fußvolk 2½ Thlr., wobei jedoch die Montur geliefert wurde; bei der schweren Reiterei 6 Thlr., bei den Dragonern, welche die Mittelgattung zwischen Infanterie und Cavallerie repräsentiren, nur 4 Thlr.; im Sommer über, während das Pferd auf Grasung war, wurde dann noch 1½ Thlr. abgezogen. Wenn die Naturalverpflegung eintrat, so bestand die Ration in 2 Pfund Brod, 2 Maß Bier und 1½ Pfund Fleisch täglich, wofür der Betrag von der Löhnung abgezogen wurde.

Jede Compagnie Infanterie hielt 3 Züge, inmitten jedesmal die Pikeiere; 4 Compagnien machten ein Bataillon, deren 2 das Regiment bildeten. Die Gefechtsordnung schrieb jeder vor, 4 aus Musketiern, 3 aus Pikeieren formirt. Beim Feuern ging der Turnus von hinten nach vorn, indem zuerst das sechste Glied schoß, während die übrigen fünf ins Knie fielen, dann kam das fünfte dran und so vorwärts bis zum ersten. Bei den Pikeieren kniete das erste Glied und streckte, während es zugleich den Degen zog, die an den Fuß gestemmte Lanze vor; die nächsten Glieder blieben aufrecht stehn und fällten ihre Waffe nach rückwärts zunehmend je eins höher als das andere.

Im Lager galt stets die Schlachtordnung. Es hatte bataillonsweise geordnet seine Compagniegassen mit je 25 Zelten; die Pike wurden vor der Compagniefrent in die Erde gestossen, die Musketen an den Zeltspindeln aufgehängt. Es war stets beobachtetes Herkommen, jedes Lager sofort zu verschanzen. Zum Schutz der Zugänge wurden die sogenannten „Schweinsfedern“ angewendet. Balken, die mit Eisenspitzen bewehrt waren — dies ist in kurzen Zügen die Physiognomie der Armee des großen Kurfürsten, wie sie damals war. Ueber Generale und Offiziere fügen wir gelegentlich das Nöthigste bei.

Die Generalstaaten der Niederlande hatten gewünscht, der Kurfürst möchte sich mit der im Hennegau gegen Condé fechtenden Armee des Prinzen von Dranien vereinigen, von dessen Sieg bei Senef die Brandenburger in den ersten Tagen ihres Marsches erfuhren. Er aber beschloß, sich an den Oberrhein zu begeben, um dort den Marschall Turenne anzugreifen. Nachdem er den französischen Gesandten, Herrn v. Verjuis, aus Berlin verwiesen und dem schwedischen, v. Wangelin, die Theilnahme an seinem Kriege angeboten, und seinen Schwager, den Generalfeldmarschall Johann Georg von Anhalt-Dessau, mit der Statthalterschaft der Mark betraut hatte, verließ der Kurfürst am 10. August 1674 Potsdam in Gesellschaft seiner Gemahlin, die ihn sehr häufig begleitete, um mit seiner Armee auf ihrem Marsche zusammenzutreffen. Diese setzte sich in erster Colonne unter Derfflinger am 8., in zweiter unter Görzke, dem Commandanten der preussischen Infanterie, am 10. von Berlin aus in Bewegung. In Magdeburg traf er mit den Truppen zusammen, deren Bestand an Infanterie (und zwar von den Regimentern Leibgarde, Kurprinz, Derfflinger, Holz Holstein, Fargel, Dönhof, Flemming, zusammen 8800 Mann;) an Cavallerie und

zwar 1) an Kürassiren (Trabanten, Leibregiment, Kurprinz, Prinz Friedrich, Derfflinger, Anhalt-Dessau, Hessen-Homburg, Görzke, Lüdecke, Mörner, Herzog von Croy, Mecklenburg) zusammen 6306 Pferde, und 2) an Dragonern (Derfflinger und Bomsdorf) 1320 Pferde; in Summa 16,426 Mann betrug; dazu 20 Geschütze mit Bedienung.

Unter den Führern dieser Truppen ragten besonders hervor: Generalfeldmarschall Derfflinger, damals 68 Jahr alt, die Generalmajors v. Görzke und Lüdecke, jener 63, dieser 71 Jahr alt, Generalleutnant v. d. Goltz, ein Fünfziger; ferner die Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg, General der Cavallerie, 41 Jahr, Kurprinz Karl Emil, Generalmajor, 19 Jahr alt und August von Holstein-Plön, Generalfeldzeugmeister. Unter den Adjutanten waren auch die beiden Kammerjunger v. Podewils und unser Dietrich Sigismund v. Buch.

Den Letzteren führten seine Geschäfte gleich bei der Fortsetzung des Marsches, den das Heer in vier Abtheilungen durch den thüringer Wald bewerkstelligte, die Kreuz und Quer in verschiedenen Städten und an mehren kleinen Höfen umher und wir können bei dieser Gelegenheit manchen Blick in das bunte Reichsstaatsmosaik der damaligen Zeit werfen. Erst am 11. September erreichte er das Hauptquartier zu Uffenheim, um seine Briefe, die er noch von Arnstadt und Erfurt her hatte, zu überreichen. Der Kurfürst hatte sich schon unzufrieden geäußert über sein langes Ausbleiben und Widersacher des Junkers waren bemüht gewesen, die Stimmung des Herrn noch mehr zu reizen. Buch machte daher als Cavalier sein Entré mit einer Collectivherausforderung an alle Verläumder und ließ zu diesem Zwecke „expres zwei gute Pferde zurück“. Sein Mütchen zu kühlen fand er erst einige Tage später anderweite Gelegenheit, in Ochsenfurt nämlich, wohin er mit einigen Genossen einen Abstecher machte, begegnete es ihm, daß er in der Weinlaune Handel anfang und „zufällig zwei Bürger tödtete“.

Die Aussage französischer Gefangener, welche eingebracht wurden, ließ einen baldigen Zusammenstoß mit den Feinden erwarten; am 22. wurde auch der erste französische Spion gehängt, der des Kurfürsten Quartier hatte in Brand stecken wollen. In Neckarsulm vereinigte sich das Reichscontingent unter dem Commando des Herzogs von Celle, 3000 Mann stark, mit der Armee Friedrich Wilhelms, in dessen Kriegsrath die Direction gerade auf Straßburg beschlossen wurde. Um aber die weiteren Unternehmungen zu sichern, war es von nöthen, sich mit den kaiserlichen Truppen, die unter Bournonvilles Befehl standen, zu gleichmäßiger Operation zu verständigen. Diese hatten im Juni unter der Leitung des Herzogs von Lothringen und des Grafen Caprara bei Singheim einen glücklichen Schlag gegen Türenne geführt, der damals bis Heidelberg zurückgedrängt worden war. Gleichzeitig hatte Bournonville, der neue Chef, Verstärkungen hinzugeführt und stellte sich jenseits des Rheines bei Speier auf.

Da indeß die Franzosen, die sich um Landau concentrirt hatten, keine Wiene zum Angriff machten, ging der kaiserliche General über den Rhein zurück, um ihn bald wieder bei Straßburg zu überschreiten; von dort aus weiter operirend erhielt er von Türenne, welcher ihm entgegenmarschirte, am 24. September einen derben Stoß, der ihn nöthigte, sich auf Straßburg zurückzulehnen.

Unter dem Eindrucke dieser für die kaiserliche Armee ziemlich niederschlagenden Erfahrungen machte nun der Kurfürst seine Versuche, mit Bournonville ins Einvernehmen zu treten. Es hing begreiflicherweise so gut wie alles davon ab, daß man sich gegenseitig mit Coulanz und Bereitwilligkeit unterstützte. Aber Friedrich Wilhelm fand in dem General ganz den Mann nach dem Herzen des wiener Cabinets, das alle Transactionen mit Brandenburg mit dem berücksichtigten *ceterum censeo* behandelte: „uns gefällt kein mächtiger Fürst der Wenden an der Ostsee“. Ueber die absichtliche Indolenz dieses Herrn sollte er bald verständliche Aufschlüsse erhalten, die zwar das Gute mit sich brachten, daß er vor der Gefahr bewahrt wurde, sich auf die Kaiserlichen zu verlassen, die aber zugleich darnach angethan waren, dem ganzen Unternehmen das traurigste Prognostikon des Mißerfolgs zu geben. Brandenburg ein Bein zu stellen schien der wiener Politik und ihrem würdigen Zögling im Felde wichtiger, als den Franzosen etwas auszuwischen. Denn geschah ersteres nicht, so war für Haus und Altar Sorge; wurde letzteres versäumt, so trug ja nur das „Reich“ den Schaden!

Wie wenig Bürgschaft für ein tüchtiges Zusammenwirken die bloße Vereinigung der verschiedenen bunt genug zusammengewürfelten Truppen, im Ganzen 36,000, gab, die am 5. October bei Blesheim in der Nähe von Straßburg erfolgte, sollte sich bald zeigen.

Unser Dietrich von Buch selbst war es, der die ersten Erfahrungen darüber machte. Am Mitternacht des 7. October ertheilte ihm der Kurfürst nach einer sehr ehrenvollen Anrede, die großes Vertrauen in seine Treue und Umsicht kundgab, den wichtigen Auftrag, den kaiserlichen Feldmarschall alsbald aufzusuchen und ihn zu veranlassen, daß er sich sofort in Marsch setze und die beiden vor der Front befindlichen kleinen Flüsse rechtzeitig überschreite, damit er zur Unterstützung bereit sei, wenn der Kurfürst vom Feinde attackirt wurde, was nah vorauszusehen war. Der linke Flügel nämlich, welchen die brandenburgischen Truppen ausmachten, befand sich viel dichter vorm Feinde als die Kaiserlichen. Die Forderung war nicht bloß verständig, sondern unerläßlich; indeß Herr Bournonville sah die Sache anders an und war schlechterdings nicht vorwärts zu bewegen. Auf dem Rückwege, den er unberichteter Dinge antreten mußte, um bei Zeiten zu rapportiren, fand Buch die brandenburgische Cavallerie schon im Gefecht, Straßburg zur Rechten, die Prausch der ganzen Länge nach im Rücken. In den ersten Vormittagsstunden ließ der Kurfürst drei Schüsse aus Bierund-

zwanzigpfündern lösen, um, wie Buch sich ausdrückt, „den Feind zum Kampfe zu rufen“; wahrscheinlich sollten sie dazu dienen, Herrn Bournonville, der sein Erstaunen darüber nicht verborgen zu haben scheint, die Situation ins Ohr zu rufen. Der Kurfürst trat mit ihm und den andern Kommandanten in Berathung; er wollte durchaus das Treffen aufgenommen sehen und deshalb vorrücken; denn es war von größter Wichtigkeit, die vor der Front liegenden Höhen zu nehmen, um das französische Lager überblicken zu können. Bournonville erklärte jedoch, daß dies unthunlich sei, da seine Reiterei bereits acht oder neun Stunden im Sattel wäre und daß sie auch nicht den kleinen Bach passiren könne, der innerhalb der tausend Schritte lag, um die der Kurfürst sie vorhaben wollte. Zur Beseitigung dieses Hindernisses erbot sich Friedrich Wilhelm, in etwa drei Stunden 60 Brücken schlagen zu lassen; darauf die kaiserliche Ausflucht: es würde zu lange dauern, die Pferde zu tränken. Allen Vorschlägen entschlüpfte Bournonville wie ein Aal. Da riß dem Kurfürsten die Geduld, er faßte die Hand des spanischen Gesandten, Baron von Clervaux, den er schätzte, und rief: „Sie sind neutral, bei Gott, Sie werden der Welt als rechtschaffener, unparteiischer Mann bezeugen, was hier vorgegangen ist; ich will entschuldigt sein wegen allem, was aus dieser Verzögerung entsteht.“ Es fruchtete aber nichts, daß Clervaux dies versprach. Bournonville blieb bei seiner Weigerung, und so mühte sich auch der alte Derfflinger vergebens, einen zweiten Hügel zu besetzen, der links vor der Stellung lag und dessen Occupation ähnlichen Werth hatte, wie die der Schwarzach-Höhen. Die einbrechende Dunkelheit gebot Einhalt.

In der Nacht ging Türenne auf und davon; die Reichsarmee hatte das Nachsehen. Derfflinger folgte den französischen Truppen auf den Fersen, aber nur um persönlich zu recognosciren. Was ihm an Reiterei nachgeschickt werden konnte, war nicht im Stande, die Bewegung der Franzosen zum Stehen zu bringen, ehe sie ihren Zweck vortheilhafterer Position erreicht hatten. Wieder lehnte der kaiserliche General seine Betheiligung an den vom Kurfürsten gewünschten Unternehmungen ab, da er seine Truppen zum Fouragiren geschickt habe. Auch die Cavallerie war nicht vom Flecke zu bekommen. So debütierten die Kaiserlichen mit ihrer Pflichtauffassung bei einer Stellung, die sie laut des Allianzcontractes dem Kurfürsten unterordnete, denn er hatte den Oberbefehl und die übrigen Contingentscommandanten nur je eine Stimme im Kriegsrath. Man fand indeß kaiserlicherseits in diesem Verhältnisse Spielraum genug, um unliebsamen Zumuthungen auszuweichen. „Ich weiß nicht, was ich darüber urtheilen soll,“ sagt der gute Buch treuherzig oder ironisch, „jedesmal, wenn im Kriegsrath etwas beschlossen worden ist, was man nachher ausführen will, hatte Herr von Bournonville immer einen Trompeter zum Feinde zu schicken, sei es wegen der Gefangenen, sei es wegen anderer Sachen, und

obgleich es S. Kffl. Dchl. ihm einigemal verboten hatte, ließ er es doch nicht."

Der Kurfürst operirte nun auf eigne Rechnung und Gefahr weiter. Zunächst beschloß er die Burg Wasselheim zu nehmen, welche die Franzosen besetzt hatten. General Goltz warf eine Batterie davor auf und arbeitete rüstig an den Approchen, die vom Hauptquartier aus fleißig besucht wurden. Besonders vorwiegend trieb sich der Kurprinz in der Nähe herum, mit jugendlicher Verachtung aller Gefahr. Leider sollte sich Buchs Prophezeiung nicht bestätigen, der nach seinen damaligen Wahrnehmungen den Glauben aussprach, der Kurprinz werde bald der tüchtigste Feldherr in der Christenheit sein. Einige Tage später setzte er sich mit Buch dergestalt dem Feinde aus, daß er nur dank der unerklärlichen Unthätigkeit der Franzosen davon kommt, die dem Berichterstatter die Wahrheit des Sages lehrt, daß große Herrn auch große Fehler machen; ein Axiom, welches die Genossen ebenso gut auch auf sich selber anwenden konnten.

Es ist anmuthig, die Schilderungen zu verfolgen, die uns von der Art und Weise gemacht werden, wie Goltz die Arbeiten förderte. Immer war er selber zur Hand. So entreißt er einmal einem Soldaten die Hacke, um ihm zu zeigen, wie er zu manipuliren habe. Zu einer Attaque gegen den Graben wollte Goltz die Nacht erwarten, um die Leute zu sparen. „Wer den Schweinskopf essen will, darf die Köpfe der Hunde nicht schonen,“ meint der Kurfürst dagegen. Goltz läßt sich das nicht zweimal sagen; „S. Durchl. sollen bald etwas Vergnügliches sehen,“ entgegnet er, holt sich eine Handvoll Infanterie, führt sie selbst, den Degen in der Faust, vor an die Stelle, die sie durch Gewehrsalven behaupten müssen, und macht in Begleitung eines Musketiers die Runde bei allen Posten. Als er bei dieser Gelegenheit einen Franzosen aus der Burg auf sich anlegen sieht, ergreift er seinen Stock, hebt ihn an die Backe und zielt jenem entgegen, so daß der Feind sich hinter die Mauer duckt. Bei der ersten Unterhandlung mit den Belagerten, die Buch übernimmt, wird in Cavalierweise die Gesundheit des Kurfürsten von den Franzosen, die Ludwigs des Bierzehnten vom Brandenburger getrunken. Am 14. October ergab sich das Schloß; die Besatzung zog mit Bagage ab.

Einträgliche Streifzüge amüsirten das Hauptquartier. So erbeutete Oberstlieutenant Henniges das ganze Silberzeug des Marschalls Crequi, fünf Maulesel voll; wenig fehlte, so hätte er den Eigenthümer dazu erwischt. Den Marquis von Brüssel, der in denselben Tagen todt eingebracht ward, schickte der Kurfürst einbalsamirt ins französische Lager zurück. Großes und Entscheidendes war aber kaum zu unternehmen. Der Winter stand vor der Thür; man hatte bereits die Position bei Blasheim wieder gewählt. Krankheit herrschte, besonders unter den Kaiserlichen ziemlich stark. Am 5. November war jedoch noch beschlossen worden, Feldmarschall Derfflinger sollte mit 10,000 Mann das

feindliche Lager aufheben. Auch diesmal fehlte trotz des Verbotes der ominöse kaiserliche „Trompeter“ nicht, Bournonville wußte auch noch direct zwischen Plan und Ausführung zu treten. Wirklich zog der Feind am Morgen des Tages ab, für dessen Abend jene Unternehmung anberaunt gewesen war.

Am 15. November begann der Abmarsch in die Winterquartiere, die im obern Elsaß, bei Colmar genommen werden sollte. Buch ist außer sich über die schlechte Versorgung, die den Brandenburgern zu Theil wurde; „unsre Leute lagen dort wie die Hunde, Dank dem großen Vertrag, den wir gemacht hatten; der Feind brauchte nur 4—500 Mann zu Fuß und 100 Pferde zu senden und hätte uns den Unterrock genommen!“ Der Kurfürst wohnte im Stadthause. Es war sein Erstes, daß er Buch zurückschickte nach Straßburg, wo der Kurprinz hatte bleiben müssen, da er erkrankt war. Er wollte durch ihn fortwährend Kunde über das Befinden des Kranken haben. Unterwegs schon erfuhr Buch von ernstlicher Verschlimmerung im Zustande des Prinzen. Als er in Straßburg ankam bestätigte sich dies. Mit aufopfernder Treue pflegte er den geliebten Jüngling, der ihm Herr und Freund war. Durch großen Blutverlust geschwächt, befand sich der Kranke fast ununterbrochen besinnungslos in Träumen, welche, wie Buch sagt, „keine gewöhnlichen nichtigen Dinge, sondern die Größe seines Geistes widerspiegelten, der nicht fähig war, etwas Niedriges zu treiben.“ „Ich erstaune,“ fügt er hinzu, „daß jemand, dem man so viel Blut entzogen, der so viel durch die Nase verlor, der einen solchen Durchfall hatte, der so viel Medizin nahm, so wenig genoß und seit fast einem Monat weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, noch so viel Kräfte haben konnte, wie er; denn er hielt sich noch ganz allein; als wir ihn einmal aus einem Bett ins andere tragen wollten, wehrte er sich, „wie,“ sagte er, „ihr wollt mich nöthigen, meinen Posten zu verlassen? ich ließe mich lieber in Stücke schneiden, als etwas gegen meine Ehre zu thun.“ In der Nacht vom 27. auf den 28. November, an einem Freitag, starb er. Der getreue Buch fließt über von Jammer über diesen Verlust. „Was mich selbst betrifft,“ sagt er am Schlusse des rührenden Lobes, das er dem Todten zollt, „ich habe mehr verloren als ich je in der Welt verlieren kann.“ In der That muß Carl Aemil ein Prinz von seltenen Eigenschaften gewesen sein. Selbständig, offen, frei von Charakter, liebevoll und treu gegen seine Freunde, entschieden gegen alles Unlautere, von reinen Sitten, voll trefflicher Anlagen; auch körperlich anmuthig, nicht groß, aber schön von Wuchs, von gedrungenem Gliederbau, „die Physiognomie eines Adlers, die schön geschnittenen braunen Augen voll Feuer, der Teint sehr lebhaft, schön und zart, schön weiß und roth gemischt, eine Adlernase und groß, der Mund schön fein gewölbt, die Lippen schön roth, und der Kopf ein schönes Oval, die hellbraunen Haare lang und stark, gut geordnet, — um die Wahrheit ohne Schmeichelei zu sagen,“ fügt Buch hinzu, „es war ein Prinz begabt mit allen

schönen Eigenschaften des Körpers und der Seele, welche man nur wünschen kann, und von denen die Handlungen kommen, welche Quintus Curtius Alexander dem Großen zuschreibt.“ Seine Frömmigkeit weiß dem Tode auch einen moralischen Sinn unterzulegen; „wir würden sehr glücklich gewesen sein, wenn der gute Gott ihn uns gelassen hätte; aber weil wir den großen Schatz nicht kannten, hat er ihn uns genommen, um uns zu zeigen, daß wir ihn nicht verdienten.“

Buch konnte sich der traurigen Pflicht nicht entziehen, die schlimme Post dem Vater zu bringen. Nührend, wie er zögert, dem Kurfürsten die Nachricht direct zu geben. Damit dieser nicht durch den Hufschlag des Pferdes aufmerksam werde, steigt er sorglich ab und geht am Hause des Kurfürsten vorbei zum Kanzler von Somnig, um es diesem zu melden. Der Bediente, der ihm sein Pferd hatte nachbringen sollen, kommt zu früh; der Kurfürst hört das Geräusch und erfährt, daß es Buchs Pferd sei, welches gebracht wird, er erschrickt, denn „da kommt keine gute Nachricht,“ meint er, „sonst hätte der sie schneller gebracht.“ „Gott gebe, daß er nicht giftige Bissen bekommen,“ äußert er dann zu Buch, als er sich vom Ausgange der Krankheit berichten läßt, wobei beide oft durch Thränen unterbrochen werden. Auch die Kurfürstin, der Fräulein von Waagenheim die Kunde hinterbrachte, beklagte den geliebten Stieffohn innig, „in dem ihren eigenen Kindern nicht bloß ein Bruder, sondern ein zweiter Vater gestorben sei“.

Die weitem Kriegsunternehmungen ließen sich nicht sehr viel versprechend an. Zwar wurden Befort, Philippsburg und namentlich die starke Festung Breisach blockirt, letztere auf der linken Rheinseite durch Brandenburger allein, auf der rechten durch gemischte Truppen; aber das klägliche Benehmen Bournonvilles hintertrieb den Erfolg aller Operationen, die bei der breiten Basis, welche die Truppen jetzt innehielten, ganz besondere Energie erfordert hätten, vollends seit Türenne die Verstärkungen an sich gezogen hatte, welche ihm der von Condés Armee aus den Niederlanden kommende Marquis von Montauban zuführte. Er war jetzt den verbündeten Heeren, die durch Mangel, Krankheit und Desertion schrecklich zusammengeschmolzen waren, um ein reichliches Drittel überlegen und hatte dazu noch den Vortheil, nach eigenem Gutdünken und von vortrefflichen Rückhaltspunkten aus zu agiren. Als Türenne hinter den Bogen her, die Lothringer werfend auf den schleiffstädter Paß losrückte, um die Allirten in ihren Winterquartieren zu überfallen, wobei die kaiserlichen und namentlich die höchst kläglichen münsterischen Truppen sich unfähig zeigten, ihn aufzuhalten, was nur den lüneburgischen halbwegs gelang, kam es zwischen Türkheim und Colmar im Münsterthal zum Treffen. Bournonville hatte auf den Weinbergen gegen den Feind Cavallerie statt Infanterie postirt. Der Fehler war nur zu verbessern, wenn die Kaiserlichen alsbald sich zum Gegen-

marſche herbeiließen, da der Herzog von Celle dieſen nicht einſeitig antreten zu können erklärte. Da wagte Buch, der die Gefahr der Lage erkannte, einen Genieſtreich; auf eigene Fauſt eilte er zu Bournonville, fingirte mit dreifcher Stirn einen mündlichen Befehl des Kurfürſten, den er ſodann angeſichts der Generalität des öſtreichſchen Hauptquartiers wiederholte, ſo daß Bournonville, obgleich auß äußerſte gereizt, unter heftigen Grobheiten gegen den Junker trotz ſeines ſchlechten Willens in der Weiſe parirte, wie es erforderlich ſchien. In den erſten Nachmittagsſtunden war das Gefecht vollſtändig engagirt. Der Kurfürſt und ſein Generalſtab beobachtete es auß größter Nähe, vergebens drangen die Seinigen in ihn, wider Gewohnheit einen Küras anzulegen. Die Kugeln ſchlugen dicht neben und vor ihm ein. Er wehrte ſich dagegen: die andern Soldaten trügen ja auch keinen Panzer. Die Manoeuvres des Feuergeſechts wurden höchſt exact ausgeführt. Man ſchlug ſich in der Diſtance, die der Fluß angab, biß zur Dunkelheit herum, und die Brandenburger hatten unverhältnißmäßig geringen Verluſt. Dennoch war nichts erreicht. Bournonville hatte ungeachtet des gemessenſten Befehles Türkheim nicht gehalten, ſondern den Ort preisgegeben, der nicht bloß den Flußübergang beherrſchte und deßhalb einen Flankenangriff Seitens der Franzoſen ermöglichte, ſondern von welchem her es auch ein Leichtes war, den Verbündeten ihren Succurs von Straßburg abzuschneiden.

Dies und die Einſicht, daß die Ernährung der Armee in Colmar auf die Dauer nicht zu erreichen war, beſtimmte den Entſchluß, das Lager abzubrechen. Die Bagage ſollte während der Nacht vorausgehn, die Truppen bei vollem Tage folgen. Im Uebermaß des Mißtrauens ſchickt der Kurfürſt noch zu Bournonville und läßt ihm das Verſprechen abnehmen die Inſtruction genau inne zu halten. Dieſer erklärt, daß er morgen ſogar noch auß ausdrücklichen Befehl zum Abmarſch warten werde. Und in derſelben Stunde, wo er dies gelobt, iſt ſeine ganze Artillerie bereits aufgebrochen, ohne daß er dem vor ihm ſtehenden General Dönhoff ein Wort gemeldet hätte. Buch verſichert, daß 500 feindliche Reiter, welche dieſe Lücke wahrgenommen hätten, genügt haben würden, die ganze brandenburgiſche Infanterie über den Haufen zu rennen, die im Gefühl der Deckung ſich bequem gemacht hatte. Den Kaiſerlichen waren in gutem Glauben die Lüneburger gefolgt. Glücklicherweiſe inſpicirt deren Generallieutenant Chauvet noch die Vorpoſten, trifft die Feuer leer, aber dahinter die Dönhoffſchen. Der Graf ſelbſt, den er erſtaunt fragt, was er noch dort mache, wird nun erſt inne, daß er auß unverantwortlichſte im Stich gelassen iſt und zieht ſich an das brandenburgiſche Hauptcorps heran. Vor Tagesgrauen am 27. December wird der Kurfürſt in der verfallenen Mühle, in der er quartirt war, von dem Sachverhalt unterrichtet, will nichts von allem glauben, biß er durch eigenen Augenschein von der Richtigkeit belehrt wird, und leitet nun mit höchſter Vorſicht perſönlich den Abzug, von deſſen glück-

lichem Gelingen das Wohl und Wehe seiner ganzen Armee abhängt, die von den nachrückenden überlegenen Franzosen einfach hätte zermalmt werden können. Nach heutigen militärischen Begriffen wird es schwer verständlich sein, daß er den Herzog v. Bournonville nicht sofort arretiren und unschädlich machen ließ.

Ueber Schlettstädt, wo noch einmal Posto gefaßt wurde, gings nach Strassburg und von dort am 1. Januar 1675 ohne erhebliche Störungen über den Rhein zurück. Der Elsaß war unter diesen Umständen nicht zu behaupten. Es wurden ausgedehnte Winterquartiere bezogen: die Kaiserlichen erhielten ihr Kantonnement um Offenbach, die Lothringer an der Kinzig, die Lüneburger ganz östlich, das münsterische Volk wurde nach Hause geschickt, und die Brandenburger kantonirten in Franken in drei Linien nicht allzu weit von Schweinfurt, wo Friedrich Wilhelm sein Hauptquartier nahm. Er blieb von der Wiederaufnahme der Danaidenarbeit verschont, aus dem Sander dieses Reichskriegsmaterials, das er satfam kennen gelernt hatte, einen Strick flechten zu sollen, um den übermüthigen Franzosen damit zu bändigen. Demnächst erhielt er die Genugthuung, sich seiner Brandenburger allein zu freuen. —

Weihnachten und Neujahr in der Schweiz,

von E. L. Kochholz.

1. St. Nikolausabend.

Der St. Nikolausabend gilt uns als das Vorfest, mit welchem Weihnachten angekündigt wird, d. h. des zwölf- bis dreizehntägigen Festes der Winter-Sonnenwende, dessen Feier ehemals vom 6. December bis zum hl. Dreikönigstag (6. Januar) gedauert hat. Die häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten sollen von dieser Zeit an geordnet und zum Abschlusse gebracht werden, um die darauf folgenden Festtage in ungestörtem Gottesfrieden begehen zu können; denn das eine der drei großen Jahresfeste des Germanen naht, der Mittwinter. Die Himmlischen selbst werden dabei auf der Erde erscheinen, werden die Menschen heimsuchen und erkennen, ob alles Volk ihres Erntesegens froh mit Dankopfern ihrer gedenke. Deswegen schließen sich nun die Gerichtshäuser, der sogenannte Rechtsstillstand beginnt. Deswegen kommt nun eine